

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

293 (17.12.1931) Die Welt der Frau

Die Welt der Frau

Advent

Novelle von Dela Elm.

Der kalte Morgen eines kalten Novembertages stand wartend und einlassend vor den verschlossenen Türen und vergitterten Fenstern des Frauengefängnisses in B. Der spärliche Schein brennender Gasflammen, vom Luftzug hin und her bewegt, flackernd, fast so verflüchtigt, wie die Gefangenen, die aus den Schlafkammern eilten, um sich nach der üblichen Morgengewäsche in den Schlafsaal zu begeben, spiegelte sich in ihren verklärten freudlosen Gesichtern wieder, um silbernenhaft die Schatten der eifrig Hin- und-Her-Gehenden an die grauen Wände der hohen Säle zu werfen.

Die Morgenarbeit der Aufseherin begann, sie hielt die Schlingen, die sich schwerfällig von Hause waren, wo ihre geschwundenen Gesichter durften und ihre Träume zu goldenen Schmelzleiten wurden, auf denen sie hinauf und hinabstiegen, beim Erwachen von seinen Sprossen tief, in ganz tief zu fallen. Die geliebte Aute der Gegenwart feste auch hier allem ein Ende und die Glode der Pflicht, die schill und laut durch dieses Haus, war wie Kettengefährtin und schmürte das persönliche Leben ganz fest zusammen, unbekümmert um Gedanken und Wünsche dieser Menschen.

Das kälteste Frühstück wird beendet, der dünne Kaffee gekostet, und das schwarze Brot gegessen. — Mechanisch, gleichgültig, erhoben sich die Frauen von ihren Plätzen. Es waren etwa vierzig, die sich und ihre Umgebung musterten, besonders den Blick ihrer unfreudigen Aufseherin erhaltend, aus denen sie weitere oder trübe Stunden, gleich der Sonnenuhr, für den heutigen Tag berechnen konnten. Soldatenhaft gedrillt, antworteten sie hilflos auf ihre Fragen, um sich dann lässig hin zu setzen, wie in Erwartung von Prügel, in den nachgelagerten Arbeitsraum zu begeben! Ihre bleichen Gesichter und vom Hunger gequälten Augen trugen auch anderwärts den Blick eines unheimlichen Tieres, das mit sich alles gesehen lassen mußte, aus dem Gefühl seiner Schwachheit. Verschieden wie ihr Blick, war auch ihr Schicksal.

Der Arbeitsraum mit seinen grauen Wänden, Tischen und Bänken war den üblichen, wie die Farbe des Graus auch in den Kleibern der Unglücklichen wiederkehrte, um jegliche andere Farbe zu verdrängen. Es war eine Farbenjymphonie in Grau, alles, was an Farbe, an Leben erinnerte, schien mit dem grauen Winkel des Raums ausgelöscht. Man wollte bemerkt die Schranke der Schuld und trug auch die Schuld nach außen hin zur Schau. Die Schuld war immer da. Wie ein Riese lag sie hier und dort, wie eine unheimliche Kerkerschlange, die sich nicht auslösen, im Gegenstand schleifte sie nicht nur bis zum Tage der Freiheit, nein, sie lag an sein Lebensende. Das Gewissen mit seinem mahnenden Schreie lag über die schmerzende Wunde nie zur Ausheilung kam, und alle Eintracht in sich selbst, alle Reue, alles Wissen, um die Schuld wurde nie Erlösung.

Und dieses alles wußte Helene Kunzer, eine von den 10 Gefangenen. Zwar hatte sie es hier noch immer nicht begriffen, daß die Schuld, das dieses Leben nur eine veränderte Fortsetzung der Vergangenheit hatte. Denn Kunzer, Privatlehrerin von Beruf, mit vielen Interessen, mit einem feinen, schmalen Gesicht und Können, mit einem Herzen voller Friede und Sehnsucht, und mit einem mütterlichen Sinnen, war in diesen Kreis von Frauen gekommen, die alle an Sätzen, aber alle die jüngst eingetragene Gefangenen. Sie war ihnen allen im Grunde durch ihr alljährliches Verhalten, unangenehm, und hatte auch hier, wie in den Tagen der Freiheit, die Menschen dadurch abgestoßen.

Jemand hatte sich die Mühe genommen, den goldenen Schlüssel zum letzten Herzen zu finden! Nur wer, wie sie, ein Kindergeheimnis, wer Sorge und Mitleid brandete, der verstand sie gleich. Es waren auch die Kinder immer gewesen, die sie liebte, denen sie ihr ureigenes Wesen erschlossen, und an die sie alle ihre mütterlichen Gefühle verdingen durfte und konnte. Welch furchtbare Strafe dieses Lebens, das sie um dieses Muttergefühl zur Verbannung wurde.

Helene Kunzer durchdachte bei ihrer Arbeit, heute, gestern, morgen, alle Tage an dieses Verdamnis! Sie lezierte sich förmlich, zerlegte ihr Leben und ihre Schuld in die kleinsten Teile und Teilchen, drang tief in alle Falten, und erschrak über sich selbst. Dieses Schicksal, dieses Gefallen waren ihr, wie einem Kaffir, zur Lebensnotwendigkeit geworden. Man konnte fast nicht die Arbeit vermindern, wenn sie sich nicht förmlich in sie versank. Auch heute lag sie, wie ein Maulwurf, zwischen großen, alten Säulen und stützte sie mit ihren armen, großen Arbeit entmündeten Händen. Sie kummerte sich kaum um die anderen Frauen, die sich von neuem über ihre Zurücksetzung ärgerten und noch besonders darüber, daß sie nicht wie die anderen machte und Grimassen schnitt, sobald die Aufseherin für einen Augenblick den Rücken kehrte. Ja, sie wurden sogar handgreiflich und pöbeln Helene mit der Nadel in den Arm oder wo sie gerade treffen konnten! Wenn Helene dann aufschrie, hatten sie ihre diebische Freude an ihr! Diese Nadelstiche waren für Helene nicht nur körperlich, nein auch seelischer Schmerz! Sie sah jedes Mal die Aufseherin gleich einer Furie auf sie zuschreiten, um ihr eine donnernde Rede zu halten, die damit endete, daß Helene dem "Direktor" unbedingt gemeldet werden müsse! Das war Strafe — oder Gericht — bedeutete Einzelhaft und Aufgabe mancher kleinen Freizeitspaße.

Auch heute spielte sich dieselbe Szene ab, mit dem Unterschied, daß Helene sich nicht mehr die Mühe nahm, sich zu verteidigen. Sie war seit einigen Tagen durch ihre hoffnungslose Lage in eine gewisse Nüchternheit gekommen, und es erschien ihr alles so gleichgültig! Sie war ja mit ihren Gedanken bei ihrer Geistesverknüpfung, bei den Parallelen zwischen der vor ihr liegenden und lobenden Aufseherin, und dem damals todernden Richter, der absolut nicht wußte, was er mit ihr beginnen sollte, mit ihr, dem Besonderen!

So verbrachte sie des Lebens Jahre und merkte nicht, daß sie nahe an der Grenze des Alters gekommen war, nicht allein ihr harter Körperbau, sondern ihre sarte Seele, die ihre Schönheit entfalten und ihren goldenen Reiz öffnen konnte, wenn sie unter ihresgleichen war. Da trat in dieses Leben, in ihren Schülertreue ein Mensch, ein junges Kind und reizte diese Blume vor dem baldigen Verblühen. Er gab ihr durch seine freundliche Art neue Sehnsucht nach Liebe und Wärme. Suerst liebte sie ihn wirklich als ihr Kind, als ihren Schüler und er war ihr nichts anderes, wie die anderen, die sie unterrichtete. Sie ahnte nicht, daß er ein Mann war. Er war ein körperlich kräftiger, 15-jähriger Junge, geistig ein wenig behindert, ein Großstadtkind aus feindbürgerlichem Milieu, doch in der Liebe bewandert. Er mochte "Tante Helene", wie er sie kurz nannte, auf keinen Fall durch ihre ruhige liebevolle Art und durch ihr feines Verständnis für ihn, und sie erweckte unbedeutend Gefühle der Liebe in ihm. Sie konnte auch ihn gut leiden. Seine Liebesgedichte las sie ein, wie milden Regen nach langer Dürre. Sie glaubte sich wieder geliebt, verehrt, wie all die Sehnsucht dieser rein wahrhaft süßlichen Seele. In einzelnen Nächten rang sie mit dieser Sehnsucht, wie mit einem Tier. Es schlich sich nicht nur des Nachts in ihre einsame Kammer, es war auch des Tages da und verdrängte ihr alle Freude zum Leben, denn sie fürchtete sich vor ihm.

Das muntere Wächlein einer harmlosen Liebe war zu einem reißenden Strome geworden, der, adios sich selbst verlassend über seine Ufer trat und alle Gefühle der Einsamkeit, der bürgerlichen Moral hinwegschwemmte, durch eine überströmende Leidenschaft, sich nicht der Vermittlung bedient, die er hinterließ. Helene Kunzer wurde nach 48-jährigem sittenreinem Weg zum Weibe. Sie wußte nicht, wie alles kam, wie alles gekommen war, diese Verdrängung ihrer Gefühle, ihres ganzen "Ichs": doch das begriff sie ganz, daß diese Stunde die heiligste ihres bisherigen Lebens war. Das große Licht der Liebe war in ihr aufgegangen, denn auch so ganz anders, wie die Menschheit es bei ihr erwartet hatte. Wegen dieser Stunde trug sie eine Dornenkrone, krönte sich mit ihr zum Danke für die Stunde, da sie aus ihr eine lustige Nase drücken durfte. Das Kind, das sie gebar, war ein elender Wurm und leuchtete wie ein Wassertröpfchen im fursen Glanze dieser Mutterliebe, um dann ins leere der Unmöglichkeit zu versinken. Dieser Glanz leuchtete fast der Mutter das Leben. Die Passionszeit für sie begann mit dem Tod ihres Kindes. Die Liebe des Jungen verwandelte sich in Haß, die Welt heulte sie und richtete flammende Scheiterhaufen auf für sie und ihr Liebes.

Sie nahm den Tod, die Demütigungen, wie etwas Selbstverständliches hin, wie ihre Haß. Sie sah aus allem die Quintessenz ihres Lebens, und da hätte ihr nichts als der Tod. Sie wußte für sich keinen anderen Ausweg mehr.

In diesen Gedanken versunken wurde sie durch eine unjüngliche Berührung aufgeschreckt. Ein Mann hand vor ihr und legte mit einer rauhen Hand auf ihre Schulter. "Kunzer, sie sollen sofort zum Direktor kommen". Da erschrak Helene so, daß ihr die Arbeit aus den Händen fiel, wußte sich über die Augen, um besser zu sehen, und das war — ach Gott, ihr Feind, der Aufseher des Männerhauses, der nur in außerordentlichen Fällen herkam. — "Kunzer" laute er noch deutlicher zu ihr: "Sie sollen sofort zum Direktor kommen".

Helene konnte sich das alles nicht zusammenreimen. Sie dachte an das Vorkommende, an ihre Arbeit, die sie bis jetzt immer zur Zufriedenheit ausgeführt hatte. Sie musterte ihre Umkleung, sah nur die häßlichen Blide der Aufseherin und das stöhnliche Lächeln ihrer Lebensgefährtinnen! Ihre Arbeit lag sauber geordnet neben ihr. Wie eine Trunkene hand sie auf, ihr Herz klopfte in harter Bedrängnis, und sie taumelte durch die langen Gänge an der Seite des Aufsehers zu dem Direktoren.

Als sie an der Schwelle des Direktorsimmers stand, wäre sie am liebsten in die Knie gesunken, hätte sich schlussend allen Menschen vor die Knie gebeugt, Vergewaltigung erlösend. — Wie durch einen Nebelstreifer sah sie sich im Zimmer des Direktors setzen und hörte keine Stimme an ihr Ohr dringen: Kunzer, so begann der Direktor und räusperte sich dabei, um seine innere Erregung zu verbergen. "Kunzer", sie sind von heute an frei! Advent ist da — leben Sie, zu Ihnen ist es auch gekommen, und deutete auf den Lannensweis, der über seinem Kalender am Schreibtisch hing.

Kunze konnte es nicht fassen. — Was bedeutete das alles für sie? Was war für sie Freiheit? Wie ein mannes Menetekel stand es an den Wänden, Hammer und vernichtend. — Freiheit, was soll mir, der Verlorenen, Freiheit, wenn ich durch dieses Los schreiten muß; und die Unfreiheit hinter dem eisernen Gitter reich mir die Hand. — Bettelarm liehe ich auf der Straße, hungernd, frierend und nicht wissend, wo ich mein Haupt hinlegen soll, und sie schüttelte sich bei diesem Gedanken. Da begann der Direktor artig auf sie einzusprechen, legte seine Hand väterlich auf ihre schmale, edige Schulter und laute ihr ganz warm: "Kunzer, ich weiß, was in Ihnen vor sich geht, lange habe ich mit mir gekämpft, aber ich will Ihnen noch einmal die Gelegenheit geben, ein ordentliches Mensch zu werden. Ich habe mit Einstimmung meiner Frau Sie zur Kinderärztin meines häßlichen Söhnchens bestimmt. Halten Sie sich gut, alles andere werden wir sehen!"

Das war für Helene zwei! Wie einst die Liebe, so kam die Güte, wie ein Sturzbad über sie! Alle ihre Gedanken, alles das häßliche, was in ihr war, mitreisend. — Sie fiel ohnmächtig zu Boden.

Als sie erwachte, lag sie auf dem Sofa des Direktors, der sich mit dem Aufseher um sie mühte. Heiße Tränen flüßten aus ihren Augen, und ihre Lippen murmelten: "Es ist süß!". Ich verbiene das alles nicht. — Es gibt noch Menschen, es gibt doch noch einen Gott, und er hat mir vergeben.

So war Advent zu ihr gekommen, heilige Advent und löschte mit seinem kleinen Lichtlein die Vergangenheit aus, ständete aber desto hoffnungsfreudiger, glücklicher Zukunft an.

Sachlichkeit als Mode

Als ich mich vor vier Jahren einmal in einer Ausstellung über gewisse "stilreine" Möbel belustigte, da fiel meine Freundin, die damals heftig für Betonbetten und siebenbüdige Kastenlagerer schwärmte, ganz aus den Wolken, denn sie hatte mich bisher immer für modern denkend gehalten. Sie hoffte im Stillen, ich würde mich von meiner Rückständigkeit doch noch bekehren, und legte sich eifrig für ihre Ideale ins Zeug. Heute könnte ich nun einen billigen Triumph auskosten, denn was vor vier Jahren Mode war, das wird heute nur noch sehr vorsichtig gekauft, und die einflussreichen jungen Paare bevorzugen immer noch — oder schon wieder — "komplette" Zimmer.

Aber es war mit damals gar nicht darum zu tun, eine neue Sache nur wegen ihrer Neuheit abzulehnen, sondern meine Besorgnis galt den wohl erkannten guten Seiten dessen, was damals als "Neue Sachlichkeit" Mode war und sich fürchtete mit Recht, man würde, wenn man sich einmal an den überbetonten Einzelheiten satzgelesen hätte, die ganze Sache als verunglückte Mode abtun. Einzelheiten einer Mode werden sich ja immer ändern. Es wäre aber schade, wenn all die guten und vernünftigen Ideen vergessen würden, die den Vorhänden zurunde lagen, und bei denen doch die Bedürfnisse des modernen Menschen einerseits, der Familie, andererseits so sehr in den Mittelpunkt der Gestaltung gerückt waren. Leider scheint doch ein Teil meiner damaligen Besorgnisse sich zu bewahrheiten, wenigstens die Wohnraumgestaltung in den durchschnittlichen bürgerlichen Verhältnissen an-betrifft.

Warum überhaupt Sachlichkeit? — Sachlichkeit will vor allen Dingen W a r b e i t. Wahrheit auch in den Beziehungen, die wir zu dem einzelnen Raume haben. Die Wohnung soll Zeugnis ablegen von ihren Bewohnern, soll nichts vortäuschen, was nicht sein kann, weil es zu unferm Lebensstandard nicht paßt. Sie soll auch nicht peinlich streng auf irgendeine Mode eingestellt sein, etwa so streng, daß man sich daran, wie an allem nur Modischen, bald satt sieht. Der Raum soll seinem Zweck entsprechen. Es wird niemandem einfallen, ein Laboratorium mit ledernen Decken und Blumenböden zu schmücken, und umgekehrt wird niemand seine Wohnstube, selbst bei aller heutigen Neigung zu Hygiene und Sauberkeit, abwaschbar und weiß wie ein Operationszimmer herrichten. Suchen wir also eine eigene Linie zwischen der Mode von übermorgen und der von vorgestern, dann werden wir nicht nach zwei Jahren den lauer erworbenen Besitz als almodisch verurteilen und uns selbst rüchständig und überlebt darin vorfinden. Aber vielleicht helfen da ein paar Beispiele besser als abstrakte Ausführungen zum Verständnis dessen, worauf es ankommt.

Wir wollen uns beispielsweise nicht summen, ins ebliche Schlafzimmer zwei hochbeinige, auf Rollen fahrbare Krankenbetten zu stellen, lediglich weil es um jeden Preis modern sein soll. Uns gefallen aber auch nicht die neuerdings in den Möbelgeschäften auftauchenden Brunflager, die nach Art orientalischer Ruhebetten ganz niedrig sind, jedoch aus irgend welchem unfahrligen Grunde noch kurze Fußstummel besitzen. Wie soll man, so fragt sich die Hausfrau, wenn sie sich nicht von dem Wörtchen "eleganz" blenden läßt — also wie soll man da vorlegen? Staubsauger? Auch dessen Arbeit kann man nicht kontrollieren, weil man sich dazu nach auf den Boden legen müßte. Halten wir fest: Möbel sollen entweder ganz am Fußboden aufliegen und dann mit Schuhschleifen versehen sein, oder sie sollen so hohe Beine haben, daß bequem darunter gelauert werden kann. Es gibt kein Eitelgefühl, das solche Staubkammer rechtfertigt. Ein Gerät, das unbedingt wert wäre, die Sachlichkeit als Mode zu überleben, ist der Stuhl, der so vielseitig als Stuhl und Servierisch, als Nachtschisch, Blumenbank, Kletterstuhl Verwendung finden kann. Praktisch, wenn auch noch teuer, sind ferner die Möbel mit Schiebblenden. Man weiß doch, daß in unfern kleinen Zimmern meistens die Tür des Büffets nicht geöffnet werden kann, bevor nicht mindestens ein Stuhl vom Büffelt weggerückt ist.

Sprechen wir also nicht von neuen Ideen zurück; überlegen wir aber immer, was wir mit unfern Mitteln bezahlen können, lauter halten können! Unvernünftig ist es, sich nur wegen der Leute, etwa für den Besuch, ein überflüssiges Zimmer anzuschaffen. Die Gefahr liegt nahe, daß, wie früher der "Salon", so heute das Herrenzimmer zur "kalten Pracht" wird, dessen Betreten der eigenen Familie fremdsinnig unterliegt. All denen, die sich solche Zimmer anschaffen wollen, die sie nicht zu benutzen gedenken, rate ich gern, sich diese in beliebiger Anzahl an die Wände malen zu lassen, etwa wie Theaterflüssen, damit sie nie zu fürchten brauchen, es könnte der hochherrschäftlichen Pracht eine Krone aus dem siebenarmigen Deckenlüster herausfallen.

Die "Neue Sachlichkeit" nach uns mit ihren leichten, oft wirklich durchdachten Möbeln, mit ihren Vorschlägen zur schlichten, persönlichen Bequemlichkeit Mittel und Wege an die Hand, um uns am Herrn unfern Heims zu machen. Lassen wir darum ihre guten und vernünftigen Gedanken zur rechten Zeit wirksam werden, auch wenn wir die "Sachlichkeit" als Mode nicht mitmachen!

L. Baumann.

Mitgifterschleichung als Betrug

Ein sehr interessantes Urteil hat das bayerische Oberlandesgericht München gefällt. Der Angeklagte hat nach den Feststellungen des Gerichts die Eingebung der Ehe nur als Mittel zur Erreichung eines rechtswidrigen Vermögenszwecks mißbraucht, um sich durch Täuschung die Verfügungsgewalt über das Frauengut, nämlich die vom Schwiegerwater gewährte Mitgift zu verschaffen. Das Gericht hat festgestellt, daß der Angeklagte sich diese Verfügungsgewalt über die Mitgift für selbsttätige Zwecke verschafft und nicht für Zwecke der Ehe, deren dauernden Abschluß er gar nicht beabsichtigt hätte. Das Urteil sieht aus den Feststellungen folgende Konsequenzen (R II 47/31). Ein Betrug am Nachteil des Schwiegerwaters scheidet aus, weil dieser keinen Strafantrag gestellt hatte. Der fortgesetzte Betrug sei erst nach Eingebung der Ehe vollendet, so daß Strafantrag erforderlich war. Wohl aber sei ein Betrug zum Nachteil der Ehefrau begangen, die Strafantrag gestellt hatte. Ihr sei vor der Ehe von ihrem Vater eine Ausstattung zugesichert worden. Durch Ausbändigung der Mitgift an den Angeklagten habe der Vater über dieses vertragsmäßige Recht der Frau verfügt und damit, infolge der Täuschung das Vermögen der Frau gemindert. Der Angeklagte habe das Vermögen der Frau auch dadurch beschädigt, daß sie durch die Leistung der Ausstattung zugleich den Anspruch auf Aussteuer ein für allemal verlor, ferner infolge der Täuschung bestimmt wurde, eine besaßte Stellung aufzugeben.

Verschiedenes

ml. Zeit- und Dauerehen in Persien. Das persische Parlament hat vor kurzem ein Gesetz angenommen, das Eheschließung und Scheidung genau regelt und einen scharfen Unterschied zwischen ehemaligen Verbindungen auf Zeit und solchen auf Dauer macht. Es sieht Gefängnisstrafen für den vor, der es unterläßt, eine definitive Ehe in die offiziellen Register eintragen zu lassen. Der Frau legt das Gesetz die Verpflichtung auf, vor Abschluß einer Ehe zu ermitteln, ob der Mann bereits andere Frauen besitzt; sie erhält das Recht, in den Ehekontrakt verbindliche Klauseln einzufügen, durch die ihre Stellung im Hause und ihre Zukunft gesichert werden kann.

Trost

Von Josef Jucker-Solländer

Zu stillem Leiden hat mich Gott verurteilt, Zu stillem Leiden, das ist mein Leben. Und hat dem Leben Trost gegeben. Ach...

Zu stillem Leiden hast Du mich verurteilt, Zu Liebesleiden — einlames Leben. Doch Gott hat auch der Liebe Trost gegeben. Tod.